

Landesbischof Dr. Christoph Kähler
Evangelisch auf gutem Grund
Bericht zur Lage

1. Auf gutem Grund: Getauft!

„Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“, so sprechen und hören wir es immer wieder bei jeder Taufe. Wir verweisen damit für das Leben der Täuflinge auf einen Grund, der fester und haltbarer ist, als alles, was wir Menschen schaffen können. Das wird im Taufbefehl außer im Namen des dreieinigen Gottes gleich zweimal ausgedrückt. Am Anfang in den Worten des auferstandenen Christus: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Am Schluss in der Zusage: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Im Matthäusevangelium gilt diese Zusage Jüngern, die auch nach der Erfahrung der Auferstehung noch zweifeln, die auch nach allen Wundern, die sie erlebt haben, immer wieder zurückfallen in alte Haltungen und frühere Beschränkungen, die keineswegs gefeit sind vor der Versuchung, der Verleugnung und der Verzweiflung.

Auch die ersten Christen waren auf der Suche nach diesem festen Grund: So schreibt in der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems und in einer verstörten Welt ein frommer Christ im syrischen Antiochien auf, was in seiner Gemeinde von Jesus Christus wieder und wieder im Gottesdienst dieser jungen Gemeinde überliefert, gelesen und bedacht werden soll. Er kann das Heil der Welt nur darin sehen, dass sich die Anhänger Jesu an das halten, was Jesus gesagt und wie er das Alte Testament bekräftigt und ausgelegt hat. Ihm ist der unzerreißbare Zusammenhang zwischen Gottes Offenbarung im Gesetz des Mose und seinem Erscheinen in der Person Jesu besonders wichtig.

Jesus ist – so Matthäus - der Immanuel,¹ das heißt der „Gott mit uns“.² Die Heiden, zu denen die Jünger hingehen und die sie missionieren sollen, sind bereits seit den Sternkundigen aus dem Osten, die den neugeborenen König suchen, an dieser Geschichte beteiligt. Wir haben zu Epiphania wieder an sie erinnert. Im Prozess der Verurteilung Jesu wird die Frau des Römers Pilatus mehr wissen als viele andere Menschen in Jerusalem, weil sie ahnt, wen ihr Mann da verurteilen wird.³

¹ Mt 1,23f

² Mt 18,20; Mt 28,20

³ Mt 27,19

Die Szene mit den zweifelnden Jüngern und dem auferstandenen Christus hat keinen erzählten Schluss. Denn diese Aufforderung „Tauft!“ gilt jeder Christin und jedem Christen „bis an der Welt Ende“. Jede neue Taufe ruft nach einer Fortsetzung in der nächsten Umgebung und in der nächsten Generation.

Der Zweifel der Jünger aber erinnert den Leser an die Geschichte vom sinkenden Petrus. Er geht zunächst auf dem Wasser, dann aber achtet er auf Wellen und Wind, also auf die Stürme der Zeit, und kann nur in seinem Kleinglauben und Zweifel durch die Hand dessen gerettet werden, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist.⁴ So geht es nicht nur dem hervorragendsten Jünger, sondern so kann es wieder und wieder jedem getauften Christen gehen. Man kann sich aber wie Luther an der Taufe festhalten, aber die Gewissheit des Glaubens bleibt ein immer wieder neu zu erbittendes Geschenk.

Dass wir in der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland in diesem Jahr ein Jahr der Taufe begehen, findet grundsätzlich seine Begründung in diesem nie abgeschlossenen Auftrag. Der konkrete Anlass für den besonderen Akzent, den wir in Thüringen setzen wollen, hängt mit einer aktuellen Beobachtung zusammen. Zwar bleiben die absoluten Taufzahlen in unseren Thüringer Gemeinden stabil. Doch die Zahl der Kinder, die bis im Alter zu einem Jahr getauft werden, sinkt stetig. Daraus lässt sich ablesen: Die traditionelle Taufe verliert bei jungen christlichen Eltern an Bedeutung als Begrüßungs- und Dankfest für das neue Erdenkind. Diese Beobachtung verweist auch darauf: Der Zusammenhalt in den Familien lockert sich offensichtlich. Wenn nach Pressemeldungen die Mehrzahl der Kinder in Ostdeutschland (über 60 %) nicht in einer Ehe zur Welt kommen, dann ist dies ein weiteres Indiz für den Abbruch lebensdienlicher Traditionen. Wenn wir die Taufe als Familienfest wieder stärken und schön gestalten, dann tun wir damit in den Gemeinden auch etwas für den Zusammenhalt der Klein- und der Großfamilien.

Die Taufe hat grund-legende Bedeutung für unser Leben, sie hat auch grund-legende Folgen für die Gestaltung des kirchlichen Lebens, des Miteinanders in der Kirche. Martin Luther beschrieb sie so (und das waren stolze Worte): „Was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht zu sein, obwohl es nicht einem jeden ziemt, solch Amt zu üben.“ („Wir sind Papst“, war durchaus eine evangelische Bemerkung.) Damit hat Martin Luther die zwei Pole evangelischer Kirchengauffassung beschrieben: Zum einen ist die Taufe die „Krönung“, die die Gotteskindschaft vermittelt und den Täufling in eine Gemeinschaft von Geschwistern führt. Hier gibt es nach unserer Auffassung kein Mehr oder Weniger in der Würdigkeit vor Gott und keine für immer bestimmte Ordnung der Ämter. Jesus Christus ist das Haupt der Gemeinde und jedes Amt in der Gemeinde ist Christdienst. Zum anderen darf in der Gemeinde kein Chaos herrschen, sondern es ist eine Ordnung nötig, die der Evangeliumsverkündigung, der Taufe und der Feier des Abendmahls dient. Eine Kirche, die sich evangelisch nennt, hat auf dieser Grundlage aus ihre Strukturen zu bedenken und, wenn nötig, immer wieder zu reformieren.

Aber die Kirche besteht nicht aus Strukturen, sondern aus Menschen. Deswegen:

⁴ Mt 14,30

2. Evangelisch: Drei Beispiele

Ein Beispiel für das Zutrauen, das wir mit der Taufe stiften und begründen wollen, für das Vertrauen zu dem „Immanuel“, der Gottes Gegenwart trotz und in allen schweren Zweifeln verkörpert, ist Dietrich Bonhoeffer, dessen 100. Geburtstag wir am 4. Februar 2006 begangen haben. Er schrieb zu Beginn des Jahres 1943 in unsicherer und schwerer Zeit:

„Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“⁵

Auch mit seinen Aufforderungen an Theologie und Kirche, der Erde treu zu bleiben und zugleich aber auch nach dem „Darüber hinaus“ des Christlichen Glaubens zu fragen, gibt er uns Stichworte für unser evangelisches Profil an die Hand. Nach Bonhoeffer ist die Wirklichkeit der Welt, die es in ihrer Mündigkeit, aber auch in ihren Gefährdungen ernst zu nehmen gilt, zugleich die in Christus mit Gott versöhnte Welt.

Wie wenig viele von Bonhoeffers Gedanken veraltet sind, erweist sich auch wieder in der neu entfachten Debatte über das Verhältnis von Glauben und Naturwissenschaften. Ich befürchte, dass in Deutschland diese Debatte gegenwärtig auch als ein Instrument einer antireligiösen und antikirchlichen Kampagne benutzt wird. In ihr sollen durch die Gleichsetzung und die Abwehr von fundamentalistischen Strömungen auch alle anderen Glaubenden als Wissenschaftsfeinde und Hinterwäldler abgestempelt werden. Diese Argumentation unterstützen ungewollt diejenigen, die das Bekenntnis zum Schöpfergott durch Unerklärtes und offene naturwissenschaftliche Fragen plausibel machen oder sogar beweisen wollen. Bonhoeffer warnte bereits zu seiner Zeit energisch davor, Gott als „Lückenbüsser“ zu missbrauchen, indem man ihn in den scheinbaren oder wirklichen Erkenntnislücken der Naturwissenschaft ansiedelt. Dort ist nicht sein Platz.

Es gehört zur unaufgebbaren evangelischen Tradition, dass wir uns in diesen Fragen theologisch selbst prüfen, gut zu unterscheiden wissen und gut zu unterscheiden bitten. Einerseits muss die Heilige Schrift mit ihrem eigentlichen Thema ernstgenommen werden, der Suche nach dem „Gott mit uns“, nach dem Glauben, der die Angst vor der Zukunft überwindet. Die Bibel darf gerade darum nicht zu einem Naturkundebuch stilisiert werden, das sie von ihrem Selbstverständnis her nicht ist. - Wie sollte dies auch gehen? Stehen doch am Anfang des ersten Mosebuches gleich zwei in ihrem Ablauf sehr verschiedene Schöpfungserzählungen und lassen die Psalmen in ihrem Lob auf den Schöpfer vielfältige und teilweise differente Schöpfungsvorstellungen erkennen. Andererseits haben wir aber auch eine zur Ideologie tendierende Wissenschaftsgläubigkeit zu hinterfragen. Sie will etwa unter der Losung „Gott gegen Darwin“⁶ immer wieder glauben lassen, es gäbe eine wissenschaftliche Weltanschauung, die den Atheismus selbstverständlich einschliesse. Wissenschaft aber, die ihren Namen verdient, weiß und beschreibt die Reichweite und die Grenzen der eigenen Erkenntnis bzw. des eigenen Fachgebietes. Was eine Biologie, die diese Selbstdisziplin vor 100 Jahren nicht

⁵ Dietrich BONHOEFFER: Werke, Bd. 8 / hrsg. von Eberhard Bethge u.a., Gütersloh 1998, S. 30.

⁶ DER SPIEGEL, Nr. 52, 2005, Titelschlagzeile.

übte, anrichten konnte, wurde in der Zeit des Nationalsozialismus nur allzu deutlich. Es waren Biologen, die die Frage nach lebensunwertem Leben gestellt und in einem unchristlichen Sinn beantwortet hatten. Sie lieferten damit denen eine „wissenschaftliche“ Begründung, die solche Ideologie in blutige Taten umsetzten. In der Frage nach dem Entstehen der Welt und ihrer Entwicklung halten wir uns am besten an Martin Luthers Sätze: *„Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält.“*⁷ – Die Schöpfung ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. Gottes Schöpferwirken ist ein bleibender Prozess und meint das Ganze der geschaffenen Welt, mein ganzes Leben und nicht nur einzelne Punkte, an denen er – angeblich in besonderer Weise sichtbar – in die Schöpfung eingegriffen hat.

Nicht nur Dietrich Bonhoeffer war in diesen ersten Wochen des Jahres 2006 für mich ein stiller Begleiter, sondern wir haben in den letzten beiden Wochen an zwei Männer und ihre Familien gedacht, die beide trotz aller Unterschiede im Wirkungskreis und in der politischen Bedeutung für mich verkörpert haben, was es heißt, evangelisch zu sein (und ich erinnere an zwei Nicht-Theologen):

Der eine, Johannes Rau, hat die biblische Botschaft, die Welt als verbesserlich zu betrachten, als politischer Mensch gelebt. Auch in seinem Reden und Wirken als Politiker ist er stets als ein Christ unverkennbar gewesen und engagiert für eine freiheitliche und soziale Demokratie eingetreten. In der – wie er selbst sagte – schwersten Stunde seines politischen Lebens, bei seiner Rede während der Trauerfeier für die Opfer des Massakers am Gutenberg-Gymnasium hat er viele Menschen getröstet und zugleich ein vom Evangelium geformtes Menschenbild mitten in der verbreiteten Unsicherheit und Trostlosigkeit zum Leuchten gebracht. Sein Glaube, nicht selbst Richter über andere sein zu müssen, drückte sich in dem Satz aus: ‚Was immer ein Mensch getan hat, er bleibt ein Mensch‘.

Auch sein Humor, mit dem er die Unzulänglichkeiten des Lebens zu nehmen wusste, zeichneten ihn als einen evangelischen Christen aus. Denn Humor kann die Tugend der in der Taufe durch Gott Angenommenen und durch ihren Glauben Getrösteten sein. Sie wissen um die Differenz, die es immer zwischen dem Erstrebt und dem Erreichten geben wird, aber sie verzweifeln nicht daran, weil sie zugleich auch wissen, dass die eigene Identität nicht am erfolgreichen Gelingen des eigenen Mühens, sondern an der uns von Gott zugesprochenen Würde hängt.

Der andere ist unser Synodaler Karl-Heinz Weißenborn, an dessen Tod wir zu Beginn dieser Sitzung gedacht haben. Er verkörperte für mich das, was mir an der Evangelischen Kirche besonders wichtig ist: Alle Christinnen und Christen, eben nicht nur Pastorinnen und Pfarrer, bilden die Gemeinde und leiten die Gemeinde. Die Fülle der Aufgaben, die Karl-Heinz Weißenborn in seiner Gemeinde, in der Kreissynode, in der Landessynode und in der VELKD-Generalsynode ohne Murren übernommen hat, spricht für sich. Wir verdanken seiner Umsicht, seiner Klarheit und Beharrlichkeit, seinem Sachverstand eine besonders tatkräftige Hilfe und Leitung in den zurückliegenden schwierigen Haushaltslagen. Dass wir inzwischen wieder solide und zukunftsbezogen wirtschaften können, ist Frucht dieser mühsamen, jahrelangen Arbeit. – *„Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade*

⁷ Martin LUTHER: Kleiner Katechismus: Das zweite Hauptstück (Der erste Artikel). In: EG 905 (S. 1556).

Gottes.⁸ Dieses Miteinander der verschiedenen Christusdienste, die Kollegialität zwischen allen denen, die haupt-, neben- und ehrenamtlich sich in der Gemeinde und für die Kirche Jesu Christi engagieren, muss ein ausgeprägtes Merkmal unseres Kirche-Bauens, unseres Kirche-Seins, ein Merkmal der evangelischen Kirche bilden.

3. Evangelisch Kirchesein: Herberge, Mission und Weltverantwortung

Wenn wir der Erde treue und gute Haushalter sein wollen und zugleich diese Welt mit der Hoffnung unseres Glaubens bereichern und gestalten wollen, dann müssen wir immer wieder dreierlei tun:

- a) Dem Glauben ein Haus bauen.
- b) Dieses Haus einladend gestalten mit vielen Türen und Fenstern zur Welt hin.
- c) In und für die Welt konkret auch Verantwortung übernehmen.

Zu a) Über diese Aufgabe, dem Glauben ein Haus zu bauen, habe ich auf der ersten Tagung der Föderationssynode gesprochen. Darum kann ich mich heute kurz fassen: Wir stehen inmitten von „Umbau-“ und „Renovierungsarbeiten“.

Wichtig bei der Gestaltung im Sinne eines evangelischen Profils ist, dass dieses Haus viele Räume hat, in denen die verschiedenen Frömmigkeiten zu Hause sein können. In diesem Haus sollen Menschen sich vertraut fühlen und neue Räume finden und aufsuchen können, ohne durch eine solche Wandlung sofort heimatlos zu werden. Als evangelische Christen dürfen wir uns an einer solchen Vielfalt freuen. Doch es muss zugleich auch gemeinsame Räume, ein Miteinander im Feiern, im Arbeiten und Beten geben. Jeder, der hier einkehrt, soll die Möglichkeit haben, seine Gaben einzubringen. Erstaunlich viele von denen, die in letzter Zeit wieder in die evangelische Kirche eingetreten sind, suchten nicht so sehr unsere Hilfe, sondern boten die ihre an. Es lohnt sich, auf solche leisen Signale zu achten.

Die Kirchenleitung erarbeitet zur Zeit für die Föderation eine neue „Hausordnung“, d.h. eine Verfassung. Grundlage und Orientierung kann dafür allein der Auftrag des auferstandenen Christus sein, „alle Völker zu taufen“. Diesem Auftrag müssen wir für uns als Kirche auch nach 2000 Jahren immer wieder neu stellen. Zwischen der Zusage, dass Christus gegenwärtig ist, einerseits und der konkreten Umsetzung und der Gestaltung des kirchlichen Lebens andererseits, also dem konkreten Bau unseres Kirchengebäudes, liegen viele Einzelentscheidungen, die immer ein Wagnis bleiben werden. Wir werden unsere Überlegungen und Entscheidungen nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens treffen müssen, weil wir die gegenwärtige Situation dabei einbeziehen – ohne die Garantie, immer sofort den richtigen Weg zu finden.

Konkret: Thüringen steht vor erheblichen demografischen Veränderungen, d.h. der Freistaat verliert Menschen durch Abwanderung und durch zu wenig Geburten – so wie der gesamte Osten Deutschlands. Das spiegelt sich auch in unseren Gemeindegliederzahlen wieder. Dazu kommt, dass aus diesen und anderen Gründen die Kirchensteuereinnahmen langfristig sinken. Auf diese Entwicklungen müssen wir uns als Thüringer Kirche jetzt einstellen, wenn wir das Heft des Handelns in der Hand behalten wollen, ehe uns die Entwicklungen überrollen. Was

⁸ 1. Petrus 4,10

das Kollegium des Kirchenamtes und der Landeskirchenrat für angemessene Veränderungen halten, werden wir an mehreren Vorhaben im Einzelnen darstellen. Die Stärkung der Kompetenzen der Kirchenkreise und ihrer Synoden halte ich für wichtig, weil in den Regionen unmittelbarer reagiert und gemeindenäher entschieden werden kann. Zugleich müssen wir als Landessynode fragen, was kleine und kleinste Gemeinden in der Verantwortung für das kirchliche Leben vor Ort und für ihre Kirche (für ihr Kirchgebäude) nach wie vor leisten und wo sie die größere Gemeinschaft des Kirchspiels dringend benötigen.

Schließlich werden wir als Kirchenleitung an die Synode die Frage richten, wie es mit der Föderation weitergehen kann und soll, wie wir mit den Strukturen der Landeskirche auf die absehbaren Entwicklungen reagieren. Die einschneidenden Vorschläge erfordern in den kommenden Diskussionen Ernsthaftigkeit und Weitblick. Vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die für ihr Arbeiten und Leben ganz anders geplant hatten, werden erhebliche Veränderungen zugemutet werden.

Dies hat uns dazu bewogen, die Mitarbeiterschaft in Eisenach und Magdeburg als die Hauptbetroffenen noch vor der Synodaltagung zu informieren. Ich bitte Sie, die Synode als dem Souverän um Verständnis und Entschuldigung dafür, dass somit viele von Ihnen die Erstinformation über die Presse erhalten haben.

Doch angesichts einer bereits seit längerem laufenden ungeordneten Debatte in unseren beiden Landeskirchen sahen wir jetzt den Zeitpunkt gekommen, die klaren Entscheidungsfragen zum weiteren Weg zu stellen, die – nach angemessener Debatte – allein von dieser Synode entschieden werden können.

Zu b) Zugleich müssen wir nach bestem Wissen und Gewissen suchen, wie wir in dieser Situation (und in den Strukturreformen) und ohne Realitätsscheu am ehesten dem Missionsauftrag, dem Taufbefehl, gerecht werden. Daran wird sich erweisen, ob und wie wir den künftigen Herausforderungen mit Gottvertrauen und mit barmherzigem Realismus zugleich begegnen.

Über die offenen Türen und über die Wege, wie Menschen zu uns finden und finden können, habe ich auf der zweiten Tagung der Föderationssynode zum Thema „Mission“ im Herbst des vergangenen Jahres gesprochen. In Zeiten, wo das Netz der Pfarrstellen dünner wird, wird vieles davon abhängen, wie es uns gelingt, die Ausstrahlung unserer Angebote und kirchlichen Orte zu erhöhen, Zentren mit Atmosphäre zu schaffen und die Arbeit der Ehrenamtlichen mit der der Neben- und Hauptamtlichen sinnvoll zu verknüpfen.

Gerade angesichts der großen Herausforderungen, die wir zu bewältigen haben, müssen wir uns als Christen, als Gemeinden und als Landeskirche fragen: Was wollen wir und was können wir erreichen?

Wir werden uns Ziele setzen. Diese Ziele dürfen aber nicht von vornherein so hoch gesteckt werden, dass sie eher entmutigen als ermuntern. Deswegen mein Stichwort: Barmherziger Realismus.

Grundsätzlich müssen wir uns immer wieder fragen: Wie können wir nach außen verdeutlichen, auf wessen Gegenwart und Begleitung wir im Leben und im Sterben vertrauen? Wie können wir nach innen den Bezug und die Kenntnis der biblischen Tradition als „Lebensmittel“ fördern? Wer kann in unseren kleinen Gemeinden und in unseren vielen Kirchen und Kapellen dafür sorgen, dass sie gerade auch dann christlich genutzt werden, wenn ausgebildete Lektorinnen und Pfarrer nur noch selten Sonntagsgottesdienste halten können. Es gibt einige gute Beispiele für diese „kleinen Formen“, die bekannter werden und mehr Verbreitung finden sollten.

Ein anderes Ziel wird darin bestehen, dass wir die notwendigen Veränderungen auch als eine geistliche Aufgabe begreifen. Wie wir mit der unsicheren Zukunft insgesamt, mit den schmerzlichen Anpassungen in den Gemeinden und den Veränderungen in den verschiedenen übergemeindlichen Diensten bis hin zur Kirchenleitung (und zum Kirchenamt) umgehen, spricht eine deutliche Sprache, lange bevor wir die christliche Botschaft weitersagen. – Wir werden uns dazu auch noch einmal auf der Tagung der Föderationssynode verständigen.

Ein weiteres Ziel muss darin bestehen, dass die Einheit der Christen über die Ortsgrenzen hinweg stärker sichtbar und erlebbar wird, als es bisher oft der Fall ist. Die Praxis, dass mehrere Gottesdienste in benachbarten Dörfern mit jeweils nur wenigen Teilnehmern gefeiert werden, sollte überdacht und von den Betroffenen miteinander neu gestaltet werden. Das wird nicht ohne einen weiteren Verzicht auf traditionelle Gottesdienstangebote und -zeiten gehen und lässt sich sicher nur durch langfristige, gute Absprachen zwischen den einzelnen Ortsgemeinden erreichen, die zu einer Pfarrstelle gehören. Dennoch gehört es zur Aufgabe der Gemeinden gemeinsam mit den Pastorinnen und Pfarrern, Gottesdienste zu ermöglichen, in denen junge Familien mit ihren Kindern wie auch Jugendliche eine Heimat finden können. Der Taufbefehl gilt ihnen in besonderer Weise.

Zu c) Zu unserer Verantwortung für die Welt gehört, dass wir die Konsequenzen unseres Glaubens für ein Engagement im politischen Raum bedenken. Grundsätzliche Überlegungen habe ich dazu der Synode im Herbst 2001 vorgetragen, die ich hier nicht wiederholen möchte. Doch es gibt aktuelle Anlässe, die Fragen nicht zu übergehen.

So hat es in den vergangenen Wochen eine innerkirchliche und gleichzeitig öffentliche Debatte über die Stellung unserer Kirche zu der Idee des Sozialismus bzw. des Kommunismus gegeben, die uns erneut vor einige Aufgaben stellt und nach größerer Klarheit ruft.

Ich gehe in diesem Zusammenhang davon aus, dass die vorrangigen Verpflichtungen der Ökumenischen Versammlung von 1988/89, für mehr Gerechtigkeit zu sorgen, dem Frieden zu dienen und das Leben auf dieser Erde zu schützen und zu fördern, unter uns Konsens sind und bleiben. Die politische Verwirklichung dieser Ziele suchen evangelische Gemeindeglieder seit dem Herbst 1989 in verschiedenen politischen Gruppen und Parteien. Sie können wohl alle diesen Basisformeln zustimmen, aber sie suchen und sehen verschiedene Wege, diese Ziele in die alltägliche Praxis unter nicht immer ganz leichten weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Bedingungen umzusetzen.

Von Bibel und Bekenntnis her gibt es eine Affinität des christlichen Glaubens zu demokratischen Formen der Herrschaft. Ohne dass ich dies hier im Einzelnen ausführen kann, verweise ich in Kurzform einerseits darauf, dass die gleiche Würde jedes Menschen auch einen gleichen Anspruch begründet, an der gemeinsamen Ordnung der Verhältnisse beteiligt zu werden. Andererseits legt der christliche Realismus, dass jeder Mensch Sünder ist, nahe, politische Macht zu begrenzen und der regelmäßigen Kontrolle zu unterstellen. Eine Identifikation des christlichen Glaubens mit einer bestimmten Partei und ihren Auffassungen kann es nicht geben. Denn wie etwa Dietrich Bonhoeffer mit seiner Unterscheidung von Letztem und Vorletztem lehrte, kann und darf Politik nicht das Heil des Menschen erreichen wollen und kann umgekehrt aus der Sorge um das Heil nicht ein konkretes politisches Partei-Programm abgeleitet werden.

Vor dem Hintergrund der Debatte hat sich die Kirchenleitung der Föderation für die nächste Zeit besonders vorgenommen, das Verhältnis unserer Kirchen zur Links-

partei/PDS näher zu bestimmen. Ohne das Ergebnis dieser Überlegungen vorwegzunehmen, möchte ich zwei Eckpunkte nennen, die auf jeden Fall betrachtet und beachtet werden müssen: Zum einen haben viele Menschen und nicht nur Christen mit gegenwärtigen Vertretern dieser Partei zu Zeiten der real existierenden „Diktatur des Proletariats“ traumatisierende Erfahrungen gemacht und können mit Fug und Recht erwarten, dass diese Geschichte in ihrer Kirche beachtet und berücksichtigt wird. Zum anderen erleben Christen und Gemeinden vor allem auf kommunaler Ebene eine konstruktive und sachliche Zusammenarbeit nicht nur mit Vertretern der CDU, der SPD, des Bündnis 90/Grüne und der FDP, sondern auch mit Bürgermeistern und gewählten Abgeordneten der Linkspartei/PDS. Diese unterschiedlichen Erfahrungen werden zusammenzuhalten und genau zu prüfen sein. Mir scheint aber dazu eine weitere Aufgabe zu kommen, die sich in den Diskussionen der letzten Wochen deutlicher herausstellte: Wir müssen wegen unserer Geschichte fragen, wo die tieferen Ursachen für das Scheitern der politischen Systeme lag, die unter den Namen „Sozialismus“ und „Kommunismus“ firmierten und warum in vielen sehr unterschiedlichen Ländern der Welt und in unterschiedlichen Erdteilen bei ganz verschiedenen historischen Voraussetzungen diese politische Theorie und Praxis zu etwa gleichen Ergebnissen geführt haben. Wie kommt es, dass in Russland und China, in Korea und in der DDR die herrschenden Sozialisten immer wieder Diktatoren wurden? (Natürlich müssen wir uns als Christen auch die Gegenfragen nach dem politischen Versagen von Christen in Geschichte und Gegenwart gefallen lassen.)

Der tiefere Grund ist ein anthropologischer. Ich habe ihn oben, als ich von der Nähe des christlichen Glaubens zur Demokratie gesprochen habe, bereits angedeutet: Es hat mit der Grundstruktur des Menschen zu tun, der regelmäßig wie „krummes Holz“ wächst, auch wenn er immer nach dem „aufrechten Gang“ strebt. Ich meine, dass der letzte Dissens in der Frage, ob es einen gelingenden Sozialismus geben können, ein theologisch-anthropologischer ist: Kommen wir davon los, dass auch der politische Mensch Sünder ist und bleibt – auch und gerade in seinen (politischen) Stärken? Ist es womöglich barmherziger und realistischer, Menschen nicht zu ihrem Glück zu zwingen und mit ihrem gesunden oder kranken, jedenfalls aber regelmäßig vorhandenen Egoismus politisch und wirtschaftlich zu rechnen?

Wir müssen mit Luthers „Zwei-Reiche-Lehre“ lernen richtig zu unterscheiden, zwischen dem Reich Gottes, das Bonhoeffer als das „Letzte“ bezeichnet, von dem her alles seinen Sinn und Begründung erhält, und dieser Welt des „Vorletzten“, in der alles politische Wollen und Vollbringen vorläufig, bruchstückhaft und schuldbeladen bleibt.

Zugleich dürfen wir aber nicht aus dem Blick verlieren, dass Gottes Reich schon in diese Welt hineinwirkt, dass diese Welt schon unter der „Königsherrschaft Christi“ steht, und wir danach zu fragen haben, wie diese Herrschaft stärker zu Geltung kommen kann in allen Bereichen des Lebens.

Die für mich damals wie heute wichtigen Überlegungen des Bundes der Evangelischen Kirchen zu diesem Komplex haben für mich entscheidend festgehalten, dass beide theologischen Figuren komplementär sind und nicht nach der einen oder anderen Seite aufgelöst werden können.⁹

⁹ KIRCHENGEMEINSCHAFT UND POLITISCHE ETHIK: Ergebnis eines theologischen Gesprächs zum Verhältnis von Zwei-Reiche-Lehre und Lehre von der Königsherrschaft Christi / hrsg. von Joachim Rogge und Helmut Zeddies, Berlin 1980.

Wir werden über diesen politischen und theologischen Grundsatzfragen die Probleme praktischer Politik, die uns als Kirche direkt betreffen, darüber nicht vernachlässigen dürfen.

In ganz Deutschland, aber auch in Thüringen geht der Streit um die bessere, d.h. kinderfreundlichere Familienpolitik. Die von der Landesregierung initiierte Familienoffensive bejahen wir insofern, als sie die Eigenverantwortung der Familien stärken will. Über die geeigneten Wege, die knappen Mittel gerecht und so zu verteilen, dass die sozialen Aspekte und die legitimen Interessen der freien Träger dabei nicht hoffnungslos ins Hintertreffen geraten, sind wir im Gespräch und an manchen Punkten auch im Streit mit den Verantwortlichen. Ähnliches gilt für die Schulen, für die wir verantwortlich sind und deren Zukunft immer wieder neu bedacht und gestärkt werden muss.

Auch in Fragen der Umweltpolitik werden wir uns – so wie es die Synode mit ihrem Beschluss zum Ausstieg aus der Atomenergie getan hat – weiterhin einmischen. Und vieles mehr wäre zu nennen, wo wir als Christen und Kirchen uns im Sinne der Themen des konziliaren Prozesses zu engagieren und zu positionieren haben. Der Ruf „Gehet hin in alle Welt“ wird als Antwort auch haben müssen, für „Brot für die Welt“ zu sorgen.

Ich breche hier ab, obwohl gerade über manche anderen Grenzprobleme zwischen Politik und Kirchen wie zu anderen Religionsgemeinschaften mehr zu sagen sein wird. Die Globalisierung – so bin ich überzeugt – wird sich nicht auf den wirtschaftlichen und den sicherheitspolitischen Bereich beschränken lassen, sondern muss künftig viel stärker als manche sich das träumen ließen, auch den kulturellen und damit den religiösen Dialog umfassen. Der wird auch den fairen Streit der Kulturen darüber umfassen müssen, was das Menschengerechte in Wirtschaft, Kultur und Politik sein kann, das auf dem ganzen Globus zu gelten hat.

4. Zuversicht im Zweifel

Wir leben in unserer Kirche wie in unserer Welt in einer Zeit, die sichere Prognosen und sichere Verhältnisse kaum zuzulassen scheint. Darum scheint mir die Antwort Dietrich Bonhoeffers auf die Zusage der Gegenwart Gottes in Jesus Christus, wie sie der Taufbefehl zum Ausdruck bringt, beispielhaft für uns zu sein: Seine grundlegende Zuversicht hatte er am Beginn des Jahres 1943 (wie bereits angeführt) so formuliert: „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen ...“

Bonhoeffer fährt in diesen Überlegungen mit dem Bekenntnis fort: „Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden, als mit unseren vermeintlichen Guttaten. Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum (Schicksal) ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.“¹⁰

¹⁰ Dietrich BONHOEFFER: Werke, Bd. 8 / hrsg. von Eberhard Bethge u.a., Gütersloh 1998, S. 30 f.